

Gossner

INFO

BERÜHREND:

Begegnung in Uganda

FESTLICH:

Bischofsweihe in Assam

EMPÖREND:

Gefangen in Katar



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zu einer Partnerschaft gehören gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung. Das sollte eigentlich selbstverständlich sein. Ist es das auch?

Partnerschaft auf Augenhöhe ist nicht einfach. Schon gar nicht, wenn eine Geber-Empfänger-Ebene hinzukommt. Das haben viele Partnerschaften schon erfahren müssen. Diese Frage spricht in seinem Artikel auch unser Kollege Volker Waffenschmidt an, der bei seiner jüngsten Reise nach Uganda jedoch erlebt hat, wie gut Partnerschaft trotz aller Unterschiede gelingen und den Einzelnen beglücken kann. Wir wollen Sie heute einladen, uns zu begleiten und den Menschen in unseren Partnerregionen zu begegnen. Denn die Begegnung ist es, die gegenseitigen Respekt begründet und zu echter Partnerschaft führt.

So reisen wir nach Assam, wo ein neuer Bischof gewählt und feierlich eingeführt wurde. Nach Jharkhand und auf die Andamanen, wo schon die Aufgabe eines Briefes zu einer echten Herausforderung werden kann. Und nach Uganda, wo die Menschen nach den Jahren des Bürgerkrieges und der erlebten Gräueltaten aufeinander zugehen und Versöhnung feiern.

Apropos Uganda: Wir suchen eine Kirchenglocke. Besser noch: zwei Glocken! Damit Menschen zusammenkommen zu gegenseitiger Wertschätzung und zum Lobe Gottes. Ein verrücktes Projekt? Wir finden: ein sinnvolles Projekt. Und auch eine ungewöhnliche Herausforderung. Lesen Sie mehr in diesem Heft.

Eine angeregte Lektüre wünscht Ihnen

Ihre

Jutta Klimmt



INDIEN

Incredible India: Erste Begegnungen	6
Bischofsweihe in Assam	8

NEPAL

Migranten in Katar: Ein Alptraum	10
----------------------------------	----

SAMBIA

Vorschulen: Naluyanda geht neue Wege	12
--------------------------------------	----

UGANDA

Ein Fest unter dem „Kathedral-Baum“	12
-------------------------------------	----

DEUTSCHLAND

Verabschiedung im Roten Rathaus	18
Ökumenische Botschafter I: Partnerschaften gefestigt	22



Ökumenische Botschafter II: Nach dem Kindergarten aufs Feld	24
Missionshaus: Kindheit in der „Kirchenburg“	26

EDITORIAL	2
ANDACHT	3
IDEEN & AKTIONEN	4
NACHRICHTEN	16
EINFACH HELFEN	30
IMPRESSUM	31
PROJEKT	32

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“ (Röm 15,7)

Wenn zwei Menschen sich die Hände reichen, dann berührt einer den anderen, dann rührt man sich an, und es bleibt kein Platz für Gewalt, kein Raum für Waffen. Da ist in dem Moment nur die Begrüßung oder die Versöhnung, der Handschlag beim Vertrag oder der Abschied.

Wenn Menschen in einem Kreis sich die Hände reichen sind sie als Kette verbunden. In Gruppen sage ich oft an, dass die Handfläche der linken Hand nach oben zeigen sollte, während die Rechte den Handrücken nach oben hält. So hat im Kreis jeder eine gebende und eine empfangende Hand.

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“

Diesen Satz schreibt Paulus in dem Brief an die Gemeinde in Rom. Er kennt sie nicht näher, aber er hat einiges von ihnen gehört, und er will sie besuchen. Er fasst in dem Brief an sie zusammen, was ihm wichtig ist am Glauben und ermahnt sie gegen Ende, danach zu leben: einander anzunehmen, so verschieden wie sie sind.

Für uns ist dieser Vers aus dem Römerbrief die Jahreslosung für das Jahr 2015: **„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“**

Wenn man einander annimmt, dann lebt man nicht nur nebeneinander, sondern teilt miteinander das Leben. Dann nimmt man einander wahr mit den Gaben, die jeder einbringt, und den Lasten, die miteinander getragen werden sollen. Wenn das gelingt, erklingt dadurch Gottes Lob. In dem Ton, den unser Miteinander dann erzeugt, wird hörbar, dass Gott nahe ist. In dem Umgang untereinander strahlt aus, dass alle eingeladen sind, dazuzukommen und Gottes Nähe zu erleben.

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“

Paulus mahnte, dass sich die unterschiedlichen Richtungen in der Gemeinde einander annehmen. Als wir mit einer Delegation des Freundeskreises Uganda nach einem Gottesdienst bei unseren Partnern erschöpft, aber fröhlich und dankbar zusammensaßen, haben wir ein Erinnerungsfoto gemacht: nicht die Gesichter,

nicht das erschöpfte Lächeln, sondern die Hände, die sich die Partner gereicht haben. „Praying brothers“ (Geschwister im Gebet) haben wir uns genannt in dem Moment. Die Hände drücken das so schön aus. Da sind wir verbunden, da ist etwas verbindlich.

Wir sind verbunden in Christus und im Gebet füreinander, verbindlich ausgewiesen als Schwestern und Brüder. Wir wissen das und spüren das und das Foto von den Händen erinnert uns daran. Hände von unterschiedlichen Menschen – schwarz und weiß miteinander freundschaftlich verbunden im Händedruck.

Es wäre schön, wenn uns das in diesem Jahr immer wieder gelingt, dass wir einander annehmen, so verschieden wir sind. Da, wo die Unterschiede leicht erkennbar sind und da, wo wir sie nur spüren und die Gräben doch oft viel tiefer sind. Über alle Verschiedenheit und Grenzen hin sind wir verbunden darin, dass wir erfahren haben, wie Gott uns liebt, wie nahe er uns kommt durch Jesus, der unser Bruder ist.

Wenn das in diesem Jahr hier und da gelingt: in unseren Familien und Häusern, in unseren Orten und Kirchengemeinden, in unseren Partnerschaften und im Miteinander unserer Welt, dann erklingt Gottes Lob, dann ist es ein gutes Jahr. Ich wünsche uns auf diesem Weg Gottes Segen.

Annette Lehmann,
Pastorin in Osteel
und Leybucht
(Ostfriesland) und
Mitglied des Freun-
deskreises Uganda
des Kirchenkreises
Norden





Foto: Gerd Herzog

— FREIWILLIGENPROGRAMM

Drei „Neue“ für Indien

Nun wird's spannend für Sarah (20), Caspar (19) und Tobias (26) (Mitte: v. li.). Die drei neuen Freiwilligen der Gossner Mission reisen im März zur indischen Gossner Kirche aus. Bei einem Gossner-Tag in Berlin gab's schon mal jede Menge Infos – besonders wertvolle von unserem indischen Freiwilligen in Berlin, Mukut Bodra. „Die Vorfreude wächst mit jedem Tag“, kommentierte Tobias, der ins Krankenhaus Amgamon gehen wird, während die beiden anderen im Kindergarten und in der Jugendarbeit in Ranchi eingesetzt werden. Im Freiwilligenprogramm arbeitet die Gossner Mission eng mit dem **Verein Deutsch-Indische Zusammenarbeit (DIZ)** zusammen.

— GLÜCKWUNSCH

75: Dr. Mascher unterwegs nach Nepal



Am 24. Februar feierte sie ihren 75. Geburtstag – und einen Tag später saß Dr. Elke Mascher bereits im Flugzeug in Richtung Nepal. Hier wird die Ärztin bis Mitte Mai wieder im **Hospital Chaurjahari** im Einsatz sein. Es ist bereits das neunte Mal, dass sie das kleine Hospital-Team in den Bergen Nepals unterstützt.

„Jeder Einsatz ist etwas ganz Besonderes, denn es ist so ermutigend zu sehen, wie viel Hoffnung das Krankenhaus den Menschen schenkt“, sagt sie. Die diesjährige Reise habe darüber hinaus aber besondere Bedeutung für sie: „Für mich mit 75 Jahren kann jeder Einsatz in Chaurjahari der letzte sein.“ Die Gossner Mission, die im vergangenen Jahr **30.000 Euro** für die Arbeit in Chaurjahari überweisen konnte, dankt Dr. Mascher für ihren großartigen Einsatz und wünscht alles Gute und Gottes Segen zum Geburtstag!

i Wer Dr. Mascher zu ihrem Geburtstag eine Freude machen möchte, kann die Arbeit in Chaurjahari unterstützen:

Unser Spendenkonto: Gossner Mission, Evangelische Bank, BIC: GENODEF1EK1, IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91.
Kennwort: Missionshospital Nepal

PILOTPROJEKT

Erster Süd-Nord-Freiwilliger

In Indien arbeitet er als Projektkoordinator für das Mahatma-Gandhi-Forum in Chaibasa. Nun ist er als **erster Süd-Nord-Freiwilliger der Gossner Mission** für ein ganzes Jahr nach Deutschland gekommen: **Mukut Bodra** (28). „Das ist ein großes Geschenk“, sagt der studierte Ökonom, „ich möchte neue Ideen für die Arbeit der Gossner Kirche in meiner Heimat sammeln.“ Zurzeit besucht Bodra noch einen Intensiv-Sprachkurs in Berlin. Später aber steht er der Gossner Mission für **Gemeindeeinsätze in ganz Deutschland** gerne zur Verfügung.

i Gemeinden, die Mukut Bodra einladen möchten, melden sich hier: mail@gossner-mission.de



LOBBY-ARBEIT

Für Menschenrechte und Frieden in Nepal

Seit acht Jahren arbeitet die Gossner Mission im **Nepal-Dialogforum für Frieden und**



Foto: Gerd Herzog

Menschenrechte mit. Weitere Mitglieder sind u. a.: amnesty international, Brot für die Welt, Misereor und FIAN. Das Nepal-Dialogforum setzt sich für die Verwirklichung der Menschenrechte, eine effektive Demokratisierung sowie die Schaffung eines nachhaltigen Friedens in Nepal ein. Zudem führt das Forum **Advocacy-Aktivitäten** zu den Themen Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und Friedensförderung durch. Die Gossner Mission, die sich seit 1968 in Nepal engagiert, gehört zu den Gründungsmitgliedern des Forums und unterstützt die Arbeit auch finanziell. Projektkoordinator **Wolfram Walbrach** vertritt die Gossner Mission im Forum.

i www.nepal-dialogforum.de

WIR GEBEN IHRER SPENDE

EIN GESICHT

Mutter und Kind an Heiligabend gerettet

Rettung in letzter Minute – und das an Heiligabend! Ein gesundes Baby kam im **Missionshospital Chaurjahari** (Nepal) am 24. Dezember wohlbehalten zur Welt. Zuvor allerdings war das Hospital-

Team in großer Sorge. Die junge Mutter hatte vor der Geburt enorme Schmerzen und hatte sich deshalb entschlossen, den weiten Weg von ihrem Dorf in den Bergen (eine Tagesreise zu Fuß!) auf sich zu nehmen, um das Kind in Chaurjahari zur Welt zu bringen. Zum Glück. Eine Notoperation rettete ihr und dem kleinen Mädchen das Leben.

Ein **Wohltätigkeitsfonds** ermöglicht es dem Missionshospital, Bedürftige wie die junge Mutter aufzunehmen, die die OP- und Pflegekosten nicht alleine hätte aufbringen können. So aber gab es keine Probleme. Die Behandlungskosten – rund 250 Euro – wurden aus dem Wohltätigkeitsfonds des Hospitals beglichen. Dieser wird von der Gossner Mission und unseren Spenderinnen und Spendern getragen. **Ein herzliches Dankeschön an alle, die unsere Arbeit in Chaurjahari unterstützen!**





Die Elefanten-Briefmarke – Indien pur!

Ob jemals jemand diesen schicken roten Briefkarten benutzt?! (Foto: Andrea Boguslawski)

Wer verreist, der schickt gerne einen Gruß nach Hause. Am liebsten – zumindest war das früher so – in Form einer Postkarte. Aber ist bei Ihnen jemals Post aus Indien angekommen?! Nein? Nun, das hat seine Gründe ...

Im Herbst führte mich eine Reise zu unserer Partnerkirche in den indischen Bundesstaat Jharkhand. Dass diese Reise kein Urlaub und sicherlich keine Erholungsreise werden würde, war mir spätestens klar, als ich den Reiseplan gelesen hatte. Alexander Nitschke, unser Mann vor Ort, hatte ihn ausgearbeitet.

Im Laufe der ersten Woche dachte ich nicht einmal daran, eine Postkarte nach Hause zu schreiben. Grund dafür war neben dem straffen Zeitplan auch, dass mir keine der – aus anderen Reiseländern so vertrauten – bunten Ständer mit Ansichtskarten entgegenleuchteten. Ranchi als Hauptstadt von Jharkhand ist zwar eine Millionenstadt, wird aber von Touristen kaum besucht. Also keine Postkarte weit und breit! Keine Souvenir-Shops, keine Andenken.

Eine Woche später verlassen wir Ranchi und reisen weiter zur Inselgruppe der Andamanen und Nikobaren im Golf von Begalen. In der Hauptstadt Port Blair sind wir eines Tages in einem kleinen Geschäft auf der Suche nach

Incredible India

Oder: Vom Versuch, eine Postkarte von Indien nach Berlin zu schicken

Muscheln. Es ist streng verboten, irgendetwas „Natürliches“ wie Muscheln oder Steine als Andenken mit nach Hause zu nehmen. Es sei denn, man hat sie käuflich erworben und kann bei der Ausreise eine Quittung vorlegen. Während wir also die Auslage begutachten, fällt mein Blick auf die ersten Ansichtskarten dieser Reise. Versteckt in einer dunklen Ecke.

Die Verkäuferin breitet die nicht eben üppige Auswahl von zwei oder drei etwas farblosen Motiven vor uns aus. Alle Mitreisenden sind dennoch ebenso begeistert wie ich. Postkarten! Ein Mitarbeiter des Shops wird sogleich losgeschickt, um weitere Karten mit weiteren Motiven herbeizuholen. Meine beiden Exemplare schreibe ich noch im Laden auf dem Glas-Tresen. Aber Briefmarken? Fehlanzeige.

Die Straße hinauf gebe es ein Post Office, erklärt die freundliche Dame. Und Alex Nitschke erklärt sich bereit, mit mir dorthin zu fahren. Und das ist gut so. Denn den unscheinbaren Bau einen Kilometer weiter hätte ich niemals als Postamt erkannt. Wir betreten einen kleinen Raum, rechts zwei Schalter und davor eine Schlange mit Wartenden. Aber wird das Anstellen sich lohnen? Sind die gewünschten Marken überhaupt vorrätig? Und es sollen ja besondere Marken sein, schön und bunt, mit ausgefallenen Indien-typischen Motiven. Die gibt's hier nicht, aber vielleicht im Nachbarhaus, wird uns bedeutet.

Wir verlassen das Gebäude, gehen über einen kleinen Hof, betreten ein weiteres Haus, durchqueren zwei Räume und landen schließlich in einem

winzigen Kabuff vor dem Kassenraum – bestückt mit einem kleinen Sofa, einem Tischchen und einem hohen Stahl-schrank. Diesem Schrank entnimmt die Mitarbeiterin dann die ersten philatelistischen Schätze. Ich bin begeistert von den farbenfrohen Bildern, breite sie auf dem Tisch aus und suche und wühle. Die Mitarbeiterin bemerkt unsere Euphorie und bringt immer neue Marken herbei. Der Schrank ist voll bis obenhin damit. Schließlich habe ich meine Favoritin gefunden: Die Elefanten-Briefmarke ist Indien pur!

Aber jetzt heißt es, die letzte und schwerste Hürde zu überwinden. Denn: Die Briefmarken kaufen und ins Hotel mitnehmen und dann in einen Briefkasten werfen – das geht gar nicht! „Was in den Briefkasten fällt, ist genau so schnell wieder herausgefischt“, erklärt Nitschke. „Die Marke wird abgelöst und



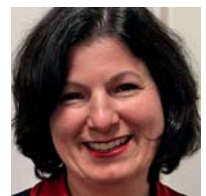
weiterverkauft – und das Poststück landet im Graben.“ Diese Erfahrung habe er zu Beginn seines Aufenthalts mehrere Male gemacht. Ob nun Briefe an seine Eltern in Berlin oder Dankkarten an die Spenderinnen und Spender der Gossner Mission, die ein Projekt in Indien unterstützen: Seines Wissens ist nie ein Poststück bei den Adressaten in Deutschland angekommen. „Eine Briefmarke auf einem Versandstück ist wie Bargeld für jeden, der sie in die Hand bekommt“, so Nitschke. „Für uns mögen die 20 Rupien, umgerechnet etwa 26 Cent, nicht viel wert sein, aber in Indien...“

Bei dieser Gelegenheit erfahre ich auch, dass die Gossner-Hefte, die unser Büro seit Jahren per Post an Alex Nitschke sendet, noch nie (!) bei ihm angekommen sind. Wer weiß, wohin sie jedes Mal verschwinden. Offensichtlich können auch Briefmarken aus Deutschland Begehrlichkeiten wecken.

Zurück nach Port Blair. Wir kaufen also Marken für alle Reiseteilnehmer und frankieren die Postkarten gleich vor Ort. Nun gilt es darauf zu achten, dass unsere Karten sofort und vor unseren Augen abgestempelt werden. Also das Gebäude verlassen, den Hof wieder überqueren und in einem weiteren Gebäude unser Anliegen schildern. Und tatsächlich: Kurze Zeit später werden wir Zeuge, wie ein Mitarbeiter der Andamanischen Post mit großem Schwung und im hohen Bogen seinen Stempel auf unsere Postkarten niedersausen lässt. Alle entwertet. Geschafft!

Stunden später, so kommt es uns vor, verlassen wir das Post Office wieder. Draußen werfen wir noch einen Blick auf den roten Briefkasten vor der Tür: Ob er überhaupt jemals benutzt wird? Und ob alle Einwohner Indiens solche endlosen Behördengänge in Kauf nehmen, wenn sie ein Poststück auf den Weg bringen wollen? Unvorstellbar! Oder, um mit der Tourismuswerbung zu sprechen: „Incredible India!“

Genau vierzehn Tage später fische ich in Berlin die in Port Blair aufgegeben Postkarte an meine Familie aus dem Wohnungsbriefkasten. Auf die indische Post ist eben doch Verlass! ■



Unsere Mitarbeiterin **Andrea Boguslawski** war zum ersten Mal in Indien – und fasziniert von den vielen „unglaublichen“ Eindrücken.



... und dann setzen die Trommeln

Bewegende Momente: Bischofsweihe in Assam

Von WOLFRAM WALBRACH

Tanz, Trommeln, Prozession: Ein Tag voller Feierlichkeit. (Fotos: Sebastian Keller)

Bischofsweihe. Bei uns in Deutschland klingt das nach einem festlichen, aber doch sehr internen Ereignis. Geladene Gäste, Pressevertreter, Sekt-Empfang. In Indien ist das alles ganz anders.

Der Leitende Bischof der Gossner Kirche, Bischof Nelson Lakra aus Assam, ging im vergangenen Herbst in Ruhestand; wir haben darüber berichtet. So standen im Dezember Neuwahlen an. In der Diözese von Assam musste zunächst der Bischof, später in Ranchi der „Moderator“ (Leitender Bischof der Kirche) neu gewählt und ins Amt eingeführt werden. Und so lade ich Sie ein: Begleiten Sie mich ins ferne Assam!

Sonntag, 2. Advent, im Hotel in Tezpur. Morgens um 5.15 Uhr klingelt der Wecker, um 6 Uhr soll Abfahrt sein. Das Auto, das uns abholt, kommt mit 30 Minuten Verspätung – das ist nichts in diesem Land. Zweieinhalb Stunden brau-

chen wir bis Halem. Morgens ist wenig Verkehr, was die Fahrt weniger anstrengend macht. Normalerweise zerrt das fortwährende Überholen von Lkws, langsamen Fahrzeugen und von Fahrrädern (auf dem Highway!) ziemlich an den Nerven. Im Haus des Distriktpfarrers werden wir mit einer Tasse Tee versorgt, bevor alle Würdenträger in den kleinen Wohnraum gehen, um sich umzuziehen. Alle sechs Bischöfe der Gossner Kirche sind gekommen, um an der Weihe des neu gewählten Bischofs Nirmal Bhuyan teilzunehmen, und sie alle – und ich natürlich auch – greifen nun zum Talar. Dann fahren wir zur Kirche.

Aber schon an der nächsten Abzweigung kommt alles zum Stehen. Wir sind noch nicht aus dem Auto, da geht es schon los: Die Jugendlichen, die hier stehen und warten, begrüßen den neu gewählten Bischof in voller Lautstärke: „Welcome, Nirmal Bhuyan, welcome, welcome!“ Dann setzen die Trommeln



Fällen macht. Die Liturgie beginnt, die Sonne rückt weiter. Bischof Dang hält die erste Predigt, es folgen Lieder, Gebete und Lesung.

Nirmal Bhuyan steht in weißer Soultane mit violetterm Bauchgurt dem Moderator gegenüber. Dieser beginnt mit seiner Predigt: Welche Grundsätze ein Bischof zu beachten habe und was einen guten Bischof ausmacht – Visionen, Energie, Leidenschaft für die Menschen. Nirmal Bhuyan aber steht unbeweglich in der prallen Sonne ... Nach weiteren Lesungen und dem Gelübde kniet er nieder und bekommt von allen Bischöfen und auch mir gemeinsam den Segen durch Handauflegen zugesprochen. Inzwischen sind mindestens zweieinhalb Stunden vergangen, aber das Abendmahl steht noch aus.

Etwa tausend Menschen sind im und vor dem Festzelt versammelt. Die Frauen stehen in Reihe hintereinander, da läuft alles glatt. Die Männer dagegen drängeln, als ob sie an einer Engstelle auf der Straße aneinander vorbei wollten... Kurz vor Schluss des Gottesdienstes komme auch ich zu Wort: Ich danke für die Ehre, dabei sein zu dürfen und richte Grüße von der Gossner Mission aus, bevor ich dem neuen Bischof ein Geschenk überreiche: ein kleines Olivenholz-Kreuz aus dem Heiligen Land, mit Steinen aus Gethsemane besetzt.

Am Ende des Gottesdienstes defiliert das Kirchenvolk an den Honoratioren vorbei, jeder gibt jedem und jeder die Hand. Dazwischen plötzlich ein hochbetagter Mann, 95 Jahre oder älter, noch von den Missionaren getauft. Für ihn, seine Frau und auch viele andere Menschen hier in der abgelegenen Region ist die Anwesenheit eines Vertreters der Gossner Mission ungemein wichtig. Lange drückt er mir die Hand und will sie gar nicht mehr loslassen. Das ist lebendige Geschichte, wir alle sind sehr bewegt.

Ich schaue auf die Uhr und traue meinen Augen nicht: Begonnen haben die Feierlichkeiten um elf, jetzt ist es 15 Uhr. Gemeinsames Essen, Abfahrt 16.30 Uhr. Was für ein Fest! ■

Jetzt mit der Bischofswürde betraut: Nirmal Bhuyan (rechts)

ein, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ich schaue nach vorn, mindestens zwei Kilometer weit stehen die Leute rechts und links und warten darauf, dass wir vorbeiziehen.

Schließlich kommen wir zum riesigen Festzelt – und es sind mindestens vier bis fünf Kilometer gewesen, die wir – bejubelt von allen Seiten – zurücklegen mussten. Nun werden die Honoratioren in die erste Reihe gebeten, das Volk besetzt die offensichtlich viel zu wenigen Stühle, ein Großteil sitzt auf Planen auf dem Boden im Schatten des Zeltes, wie in vielen Kirchen hier sonst auch.

Der eigentliche Beginn verzögert sich, Regieanweisungen werden wohl jetzt erst erteilt. Schließlich bittet der Moderator die Bischöfe, Nirmal Bhuyan und mich „auf die Bühne“. Plätze werden zugewiesen, wie er es in solchen

INFO

Nachfolge steht fest

Als Nachfolger Nelson Lakras wurde Nirmal Bhuyan zum neuen Bischof der Nordost-Diözese (Assam) der Gossner Kirche gewählt und wenige Tage später geweiht. Noch im gleichen Monat wurde in Ranchi Johan Dang zum neuen Leitenden Bischof (Moderator) gewählt. Auch er tritt in die Fußstapfen von Nelson Lakra, der in Ruhestand ging und sich in seine Heimat Assam zurückzog. Bischof Dang wird Ende März zum Antrittsbesuch in Deutschland erwartet.



Für Projektkoordinator **Wolfram Walbrach** war es die erste Bischofsweihe in Indien, die er miterleben konnte (rechts: Reverend Terang aus Tezpur/ Assam).

Gefangen in einem Alptraum

Jeden zweiten Tag stirbt ein nepalischer Arbeiter in Katar – Gossner-Freund schreibt an FIFA

Doha in Katar – eine Glitzerwelt, die für viele Migranten zum Alptraum wird.

Nepal gehört zu den 15 ärmsten Ländern der Welt. Viele Menschen sehen sich gezwungen, außerhalb des Landes ihr Geld zu verdienen, um sich und die Familie zu ernähren. Doch ihr Traum von einer besseren Zukunft geht nur selten in Erfüllung. So erging es auch Bhupendra. Der 32-Jährige suchte sein Glück im fernen Katar. Es hätte ihn beinahe das Leben gekostet.

Wie Hunderte andere, die täglich den Himalaya-Staat verlassen, machte sich auch Bhupendra auf den Weg nach Katar, wo in Vorbereitung der Fußball-Weltmeisterschaft 2022 die Nachfrage nach Arbeitskräften enorm emporgeschnellt ist. Die umstrittene Entscheidung der FIFA, die WM an den Golf-Staat zu vergeben, hat dort einen gigantischen Bauboom ausgelöst – und



Große Armut treibt die Menschen zur Arbeit ins Ausland.

Bhupendra erzählt seine Geschichte nicht gern. Und er will auch nicht fotografiert werden, obwohl sein Schicksal in Nepal hohe Wellen geschlagen hat. Zu sehr leidet er noch unter den Erlebnissen der vergangenen Jahre.

Vor drei Jahren verließ Bhupendra sein Dorf im Herzen Nepals. Tief verzweifelt, denn er hatte sich für die Gründung eines Ladengeschäfts hoch verschuldet. Die Hoffnung, in einem Golf-Staat Arbeit zu finden und seine Schulden auszulösen, trieb ihn in die Ferne. „Sonst hätte ich niemals meinen Kindern die Ausbildung finanzieren können.“

den Bedarf an auswärtigen Arbeitskräften enorm gesteigert.

Dabei steht den großen Hoffnungen der Migranten eine bittere Realität gegenüber. Menschenrechtsorganisationen betonen, viele Migranten müssten in Katar brutale Bedingungen erdulden. „Sie müssen 18 bis 19 Stunden täglich arbeiten – und das ohne anständige Nahrung und ohne adäquate Unterkunft“, betont Yubraj Nepal vom „Pravasi Nepali Coordination Committee“, einer Organisation für Migrantenrechte.

Ähnlich erging es Bhupendra. Der 32-Jährige wurde nach seiner Ankunft

in Katar gemeinsam mit zwölf anderen Männern in einem Raum untergebracht. Und: Während der ersten vier Monate zahlte der Arbeitgeber kein Gehalt aus, was ihn noch tiefer in die Verschuldung trieb.

Doch Bhupendra befand sich erst am Anfang seines Alptraums. Nach einem halben Jahr hatte er einen schweren Unfall auf der Baustelle: Beide Beine wurden dabei zerquetscht. Sechs Operationen musste er über sich ergehen lassen. Und natürlich war klar, dass er nie wieder auf einer Baustelle würde arbeiten können. Seine Arbeitgeber aber weigerten sich, ihm eine Abfindung zu zahlen, und sie hatten auch seinen Reisepass beschlagnahmt, so dass er nicht mehr nach Hause reisen konnte. Jedoch hatten sie nicht mit Bhupendras eisernem Willen gerechnet. Irgendwie schaffte er es, vor Gericht zu gehen. Der Prozess dauerte zweieinhalb Jahre. „Während dieser Zeit hatte ich oft das Gefühl, ich würde dort in der Ferne einfach sterben vor Schmerz, Angst und Heimweh“, sagt er.

Doch nach all der Zeit wendete sich irgendwie seine Geschichte zum Guten: Das Gericht entschied zu seinen Gunsten. Er erhielt Schadensersatz und ein Ticket zurück nach Hause. Bhupendra kann es bis heute nicht fassen. Denn viele andere haben weniger Glück: Nach Angaben der nepalischen Regierung sind seit Beginn der WM-Baumaßnah-



HINTERGRUND

Sterben für die WM 2022

Die Arbeitsbedingungen in Katar stehen seit langem in der Kritik, doch scheint sich nichts zu ändern. Im Dezember berichtete die britische Zeitung „The Guardian“, dass 2014 dort im Schnitt an jedem zweiten Tag ein Arbeiter aus Nepal starb. Die Zeitung beruft sich auf die nepalische Behörde für Arbeitsmigranten. Laut dieser starben in Katar zwischen Januar und Mitte November 157 Nepali: 67 an plötzlichem Herzstillstand und acht an Herzversagen. 34 Migranten seien bei Arbeitsunfällen umgekommen. Menschenrechtler kritisieren seit langem die Bedingungen auf Katars Baustellen: Die Temperaturen steigen regelmäßig über 50 Grad, dennoch müssen die Migranten viele Stunden am Stück schuften. „Menschen, die dauerhaft bei großer Hitze arbeiten, sind extrem anfällig für Hitzeschläge“, so Human Rights Watch gegenüber dem „Guardian“.

Von den 1,4 Millionen Arbeitsmigranten in Katar kommen 400.000 aus Nepal. In der Kritik steht besonders das „Kafala-System“. Dieses sieht vor, dass der Arbeitgeber gewissermaßen die rechtliche Vormundschaft für den Gastarbeiter übernimmt. Die Arbeitnehmer sind daher extrem abhängig. Viele Arbeitgeber ziehen sogar den Pass der Angestellten ein. Manche, so Human Rights Watch, behandeln ihre Arbeiter wie Sklaven.

men bereits Hunderte Arbeiter in Katar gestorben.

Einer unserer Nepalfreunde hat die Nachrichten aus Katar nicht einfach hinnehmen wollen. Er hat im vergangenen Jahr eine E-Mail an die FIFA geschrieben. „Wann wird die FIFA endlich Maßnahmen ergreifen? Die Arbeitsverhältnisse auf den Baustellen in Katar sind menschenunwürdig. Es werden die Schwächsten ausgebeutet – und die Welt guckt weg. Die FIFA hat die Macht, daran etwas zu ändern!“, so sein Schreiben, auf das er Wochen später eine nichtssagende Antwort erhielt.

Bhupendra hatte letztlich Glück im Unglück. Er hat überlebt und ist nach Hause zurückgekehrt. Aber einen neuen Job hat er nicht gefunden. „Und ich werde wohl auch keinen finden mit meinem kaputten Bein.“ Eines steht für ihn jedoch fest: „Nichts in der Welt könnte mich dazu bewegen, nach Katar zurückzukehren.“ ■

Mit Dank an Gossner-Freund **Werner Berg**, der internationale Medien auf deren Nepalberichterstattung hin prüft.

Naluyanda



HIER
HABEN SIE
GEHOLFEN!

Mit Freude lernen
– hier gelingt es
offenbar.

Viele Jahre standen in unserem Projektgebiet Naluyanda die Vorschulen im Fokus der Arbeit. Der Bau neuer Räume und Brunnen, die Lehrersuche, die Finanzierung. Wie geht es heute weiter?

Zunächst ein kurzer Rückblick. Die vier Vorschulen wurden nach und nach auf Grundstücken errichtet, die der „Naluyanda Integrated Development Organisation“ (NIDO) gehören. Ihr Bau wurde möglich dank zahlreicher Spenden aus Deutschland.

Die Vorschulen in Naluyanda bestehen in der Regel aus einem Klassenraum sowie einem Büro mit Lagermöglichkeiten. Ziel war es, die Kinder aus den jeweiligen kleinen Gemeinden auf den regulären Schulbesuch vorzubereiten und ihnen die weiten Strecken zu den entfernteren Vorschulen zu ersparen. An den vier Vorschulen kümmerten sich sechs Erzieherinnen und Erzieher gegen ein niedriges Gehalt, das größtenteils vom

Projekt bezahlt wurde, um den Unterricht. Es sollten sich jedoch auch die Eltern, wie auch sonst in Sambia üblich, an den Betriebskosten beteiligen.

Doch nicht alle Eltern konnten oder wollten diesen Beitrag aufbringen.

Auch stellte es sich mit der Zeit als problematisch heraus, dass die Erzieher/innen, die meist aus Naluyanda selbst kamen, zwar sehr motiviert waren, aber nicht über die notwendigen Qualifikationen verfügten. So wurde das Konzept überdacht – und verändert. Das Ziel lautete nun, die Schulen in staatliche Trägerschaft zu übergeben, um die Qualität des Unterrichts



geht neue Wege

Übergabe der Schulverantwortung zeigt positive Effekte

zu verbessern. Der Bedarf, insbesondere für die Klassen eins bis vier, ist sehr hoch. Auch sollte die Eigenverantwortung der Eltern gestärkt werden. Und so beschloss die Gossner Mission vor zwei Jahren, sich aus der Managementverantwortung zurückzuziehen.

Zunächst galt es freilich, einige zusätzliche Bedingungen für die Übergabe zu erfüllen. So wurden zwei der vier Gossner-Vorschulen im Jahr 2012 mit Lehrerhäusern und Toiletten nachgerüstet, was Voraussetzung dafür war, dass staatliche Lehrerinnen und Lehrer hier ihre Arbeit aufnehmen. Für eine dritte Schule, die „Sunshine School“, die an den öffentlichen Verkehr angeschlossen ist, war kein Lehrerhaus erforderlich. Darüber hinaus stellte die Gossner Mission die Wasserversorgung für die Zentrumschule sicher und begann mit dem Tiefbrunnenbau für die „Hillside School“ in der Gemeinde Mukumbwanyama. Auch versorgte sie alle Schulen mit einer Erstausrüstung an Büchern und Schulmaterialien. Wichtig war auch, die verbrieften Landrechte („title deeds“) sicherzustellen.

Mittlerweile sind drei der vier Schulen tatsächlich in staatliche Trägerschaft übergegangen, wenn auch vorläufig „nur“ als Gemeindeschulen, einer Zwischenstufe zwischen staatlicher und privater Schule. Für den Unterhalt solcher Gemeindeschulen müssen Gemeinde und Eltern die Betriebskosten und auch das Lehrmaterial aufbringen, während der Staat die Lehrergehälter bezahlt. Dies stellt in einkommensschwachen Gebieten ein Problem dar. Man kann im ganzen Land beobachten, wie Schulen – auch komplett staatliche – deshalb zunehmend verfallen – ob-

wohl die Schülerzahlen auf Grund der hohen Geburtenrate steigen. So müssen Schüler/innen oftmals zusätzlich in bestehenden Klassenräumen untergebracht werden, die für dann 70 bis 100 Schüler/innen viel zu klein sind. Ebenso fehlen Lehrmaterialien wie Bücher.

Die Millenniumsziele der Vereinten Nationen besagen für 2015, dass 90 Prozent der Kinder Zugang zum Schulsystem haben sollen.

Sambia kann dieses Ziel annähernd erreichen, doch die Qualität der Schul Ausbildung nimmt im Allgemeinen spürbar ab und die Anzahl der Schüler, die nach der 7. Klasse die Schule verlassen, überall zu.

Zurück zu den von der Gossner Mission errichteten Schulen. Wo stehen sie heute, drei Jahre später? Drei der genannten Gemeindeschulen konnten mit ausgebildeten Lehrern besetzt werden und unterstehen der Schulleitung der Mwomba Primary Schule. Inzwischen sind über 350 Kinder eingeschult, und der Bedarf wächst. Gemeindevertreter, die Vertreter des Naluyanda-Zentrums sowie die Eltern zeigen Interesse, sich partnerschaftlich zu engagieren. Sie sind bereit, ihren Eigenbeitrag zu leisten. Dass dies möglich ist, zeigen in Naluyanda bereits die Eltern der Sunshine- und der Hillside-Schule, die zum größten Teil das vereinbarte Schulgeld bezahlen.

Partnerschaftliches Denken und Handeln ist ein Prozess, der Zeit braucht, verlässliche Ansprechpartner vor Ort voraussetzt und sich im Kleinen bewähren muss. Erst dann kann an neue Projekte gedacht werden, wie es etwa der Ausbau der Zentrumschule in Naluyanda eines wäre. ■



Autor **Wolfgang Pfeifer** und seine Partnerin Hildegard Wolf leiten das Gossner-Verbindungsbüro in Lusaka.

Großes Fest unter dem Cathedral-Baum

Erfahrungen aus einer Reise nach Uganda – Glocke gesucht

Von Dr. VOLKER WAFFENSCHMIDT

Im Januar brach eine Gruppe aus dem ostfriesischen Kirchenkreis Norden nach Uganda auf, um die seit 2010 bestehende Partnerschaft zu pflegen. Und ich selbst als Gossner-Mitarbeiter und „Berliner Außenstelle“ der Norder durfte zum zweiten Mal dabei sein.

Das erste vertraute Gesicht, das wir erblickten, als wir den Flughafen von Entebbe verlassen hatten, war das von Lamton Oryem. Der Laienpräsident der Synode der Diözese Kitgum hatte es sich nicht nehmen lassen, die fast 500 Kilometer lange Reise aus dem Norden Ugandas anzutreten, allein um unsere Delegation in Empfang zu nehmen. Mitten in der Nacht waren wir gelandet, am Morgen war er aufgebrochen und schon am nächsten Morgen musste er wieder zurück. Herzliche Gastfreundschaft, ja schiere Freude über das Wiedersehen hatten ihn die beschwerliche Reise unternehmen lassen. Und das sollte nicht unsere letzte Erfahrung dieser Art bleiben.

Zusammen waren wir neun Deutsche auf dieser Reise. Und wie schon vor zwei Jahren war auch diese Reise geprägt von vielen Einladungen, Gesprächen, Feiern und ein wenig Touristischem.

Touristisches? Gehört denn das zu einer solchen Fahrt? So mag mancher fragen. Vergnügungsreisen haben so ein G'schmäckle. Nun, die Anteile hielten sich in Grenzen. Und dennoch waren sie ganz bewusst und mit gutem Grund mit eingeplant. Warum? Weil unsere Partner, in Uganda und andernorts, nicht nur



als „die Armen“ wahrgenommen werden wollen. Auch sie haben ihren Stolz. Und sie haben allen Grund, ihre Schätze, ihre Schönheiten, ihre Errungenschaften vorzuzeigen. Wie tut es der Seele gut, wenn sie die bewundernden Blicke und die erstaunten Ausrufe der Besucher wahrnimmt.

Auch wir führen unsere Besucher doch eher selten in die Problemzonen unseres Landes und dafür umso lieber in unsere Schlösser und Dome. Und erfreuen uns am ungläubigen Staunen der Gäste. Ungläubig staunend sahen wir also auch die Kostbarkeiten Ugandas. Partnerschaft beginnt mit der gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung.

Unter den vielen Begegnungen und Festen, die zu Ehren der weit gereisten Gäste überschwänglich zelebriert wurden, stachen für mich zwei besonders hervor, und beide waren mit Gottesdiensten verbunden. Am ersten Sonntag wurden wir in Agung erwartet, den zweiten verbrachten wir in Paloga. An beiden Orten waren in den letzten Jahren neue Kirchen entstanden, zu deren Bau auch die Norder beigetragen hatten. Die Verbundenheit mit der Gemeinde Agung hat sich durch den kürzlichen Besuch von Miriam Aloyocen in Deutschland noch einmal vertieft (s. Seite 24).

Der zweite Sonntag stand ganz im Zeichen von Paloga, einer Gemeinde in der Diözese Kitgum, nur wenige Ki-



Wenn Sie weiterhelfen können in Sachen Glocke, dann freuen wir uns auf Ihren Anruf: Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder E-Mail: volker-waffenschmidt@gossner-mission.de



Herzliche Begrüßung, wohin auch immer die Delegation kommt. (Fotos: Dr. Helmut Kirschstein)

lometer
entfernt
von der
sudane-

sischen Grenze in einer der Gegenden, die vom jahrelangen Krieg (bis 2006) am schwersten gebeutelt worden war. Noch heute trifft man, wenn man nur einmal nachfragt, Opfer von Vergewaltigungen, ehemalige Kindersoldaten, traumatisierte Menschen. Und dennoch oder vielleicht gerade deshalb: welch ein Fest wurde da veranstaltet!

Ein Gottesdienst mit viel Gesang und Tanz und einer Predigt von Superintendent und Gossner-Kurator Dr. Helmut Kirschstein über Psalm 23, über den guten Hirten, der die Seinen durchs finstere Tal führt. Das finstere Tal, wie viele Menschen saßen da wohl um uns herum, die dieses Tal sehr wohl kannten? Und dann waren da Hunderte, nein, deutlich über tausend Menschen, die von weit her gekommen waren, um unter dem „Kathedral-Baum“, einem weit ausladenden Baum, der so lange Zeit als Kirche gedient hatte, mit ihren Gästen ein großes Fest zu feiern, das sich nicht beschreiben lässt.

Angereist zu diesem besonderen Tag war auch hohe Prominenz aus der Hauptstadt: die für Paloga zuständige Parlamentsabgeordnete und eine Beraterin des Staatspräsidenten. Und mit einem Mal wurde mir ein Aspekt die-



ser – und vielleicht auch manch anderer – Partnerschaft deutlich, den ich bis dahin noch nie so wahrgenommen hatte. Ich nenne es einmal die „Katalysator-Funktion“. Wie oft denken wir bei unseren Partnerschaften doch vorrangig an Projekte. Hier aber waren Menschen zusammengekommen, die sonst nicht zusammengekommen wären.

Und dann sagt mit einem Mal, wie nebenbei, die Abgeordnete: Wenn die geplante Berufsschule tatsächlich gebaut werden sollte, so wird die Regierung ihren Teil dazu beitragen. Da sitzen wir als Delegation und staunen und sagen kein Wort, brauchen auch nichts zu sagen. Denn das ist das Wesen eines Katalysators, dass er allein durch seine Anwesenheit eine Reaktion in Gang setzt. Mehr tut er nicht. Und doch tut er damit Wesentliches.

Zum Schluss noch ein persönliches Anliegen: Was bringt Menschen ebenfalls ohne viel Aufwand zusammen? Allein durch bloße Anwesenheit? Eine Glocke! Agung und Paloga, zwei Kirchen auf weitem Feld. Wie würde es die Menschen begeistern, wenn jede eine Kirchenglocke bekäme, die sie zusammenruft zum Lob Gottes?! Ein sinnloses Projekt? Oder auch eines mit Katalysator-Wirkung? Vielleicht gibt es ja unter unseren Lesern den einen oder die andere, die von einer ausrangierten Glocke wissen, die unter ugandischem Himmel zu neuem Leben erklingen könnte. Sachdienliche Hinweise nimmt der Autor dankbar entgegen. ■



Afrika-Mitarbeiter
Dr. Volker Waffenschmidt
kam beglückt von seiner Reise zurück

— VERSTORBEN

Wir trauern um Irma Richter

Die Gossner Mission trauert um Irma Richter, die im Alter von 88 Jahren am 20. Januar 2015 verstarb. **Irma Richter**, die aus Westfalen stammte, hatte in Münster Theologie studiert und während ihres Studiums ihren späteren Ehemann Martin Richter kennengelernt. Ihm folgte sie 1951 in die DDR. Als Pfarrfrau und Mutter dreier Kinder unterrichtete sie Christenlehre und leitete Chöre. Zur Gossner Mission gab es – über persönliche Kontakte zu Bruno Schottstädt und Horst Symanowski – schon früh Verbindungen. Ökumenische Gäste des Werkes waren stets willkommen. 1963 ging das Ehepaar ins Teampfarramt



nach Treuenbrietzen. 1970 übernahm Irma Richter im Auftrag der Gossner Mission die Leitung des **Begegnungshauses Rehoboth** in Buckow/ Märkische Schweiz – und prägte fortan mit ihrer Herzlichkeit und Weltoffenheit, mit ihrer Zugewandtheit und ihrem stil-

len Humor die Atmosphäre des Hauses, in dem u.a. Fidelbau-, Mal-, Literatur- und Gestaltungsrüstzeiten stattfanden. Später engagierte sich Irma Richter im Gemeinderat von Neu-Zittau und im Kuratorium der Gossner Mission. Im Ruhestand wohnte das Ehepaar viele Jahre im Pfarrhaus der Gemeinde Nordend in Berlin-Pankow – und auch hier noch war Irma Richter dafür bekannt, die Tür stets offen zu haben für jeden, der anklopfte, und ein offenes Ohr zu haben für jeden, der Rat und Hilfe brauchte. Wir werden sie vermissen.



— DANKE

90 Jahre – und 50 davon an der Seite der Gossner Mission

Seit über 50 Jahren begleitet **Hans-Joachim Dröge**, Pfarrer i.R., mit Engagement und Herzblut die Arbeit der Gossner Mission. Nun feierte er seinen **90. Geburtstag**, und im Namen des Werkes und des Lippischen Freundeskreises gratulierte ihm dessen Sprecher **Wolf-Dieter Schmelter** ganz herzlich.

Dröge war 1964 als Delegierter der Lippischen Landeskirche ins Gossner-Kuratorium entsandt worden. In seiner ersten Gemeinde in Bergkirchen hatte er nicht nur seine Frau Dorothea kennengelernt, sondern auch die Gossner Mission. Denn die Vorfahren von **Dorothea Begemann-Eikhof** hatten bereits 1862 zur Hochzeit Johannes Goßners Buch „Schatzkästlein“ mit einer Widmung des lippischen Bauern- und Erweckungspredigers Jobstharde geschenkt bekommen. Es ist noch heute im Besitz der Familie und wird hoch in Ehren gehalten. Auch in seiner zweiten Gemeinde, der Paul-Gerhard-Gemeinde in Bielefeld, hielt Dröge die Verbindung aufrecht. Er wurde wiederholt ins Kuratorium gewählt, wo seine ausgleichende und besonnene Mitarbeit sehr geschätzt war. Sogar sein Hobby, die Malerei, setzte er ein, um die Arbeit der Gossner Mission zu fördern: Seine Bilder verschönerten einen Kalender, dessen Verkaufserlös der Nepal-Arbeit unseres Werkes zugute kam. Wir sagen herzlich DANKE und wünschen Gottes Segen!

— WECHSEL

Zwei „Neue“ für Lusaka

Achim Brick (Foto: re.) und seine Frau werden ab Juni 2015 unsere neuen Mitarbeiter in Lusaka/Sambia sein. Brick (72) war als gelernter Betriebswirt und Studienrat insgesamt **20 Jahre in der Entwicklungshilfe in Afrika** tätig. Zuletzt war er Repräsentant der katholischen Hilfsorganisation Misereor in Nigeria. Für die Christoffel-Blindenmission



Foto: Hraida Lehmann

hatte er zuvor die Gesamtverantwortung für das Ostafrika-Büro inne, sodass er mehr als 80 Projekte in Kenia, Tansania und Uganda verantwortete. Nun freut er sich im Ruhestand auf die Aufgabe in Sambia. Das Ehepaar Brick löst im Sommer **Wolfgang Pfeifer** (Foto: li.) und seine Partnerin **Hildegard Wolf** in unserem Verbindungsbüro in Lusaka ab.

.....

— BITTE UM MITHILFE

Gossner Mission mit geänderter IBAN

Die Fusion der Evangelischen Darlehensgenossenschaft (EDG) mit der Evangelischen Kreditgenossenschaft zur **Evangelischen Bank** hat weitreichende Folgen auch für die Gossner Mission: Die Evangelische Bank hat den früheren EDG-Kunden, somit auch der Gossner Mission, neue Kontoverbindungen zugeteilt, die seit Jahresbeginn gültig sind. Daher bitten wir darum, bei Überweisungen nicht mehr die EDG-Kontoverbindung zu nutzen, sondern stattdessen diese: **Gossner Mission, Evangelische Bank, IBAN: DE3520604100003901491 BIC: GENODEF1EK1**. Bitte bedenken Sie auch, dass Sie eventuell Ihren Dauerauftrag ändern müssen. Herzlichen Dank.



— NEU

Jahresbericht 2014 liegt vor

Die Arbeit der Gossner Mission entwickelt sich weiter – Jahr für Jahr. Und am besten ist das in unseren Jahresberichten nachlesbar. Der Jahresbericht 2014 liegt jetzt vor und kann in unserer Dienststelle angefordert werden. Vor allem die aktuellen Themen wie das Pilotprojekt „Ökumenische Botschafter“, das Freiwilligenprogramm oder auch unsere Unterstützung für die Uganda-Arbeit des Kirchenkreises Norden werden dort vertieft. Dazu gibt's die Überblicke zu den Arbeitsbereichen und den Spendenentwicklungen.

i Jahresbericht anfordern: info@gossner-mission.de

„Gossner
ist ihm



Mission

Heimat geworden“

Zu Jahresbeginn Gottesdienst und Empfang im Roten Rathaus – Abschied von Dr. Ulrich Schöntube

„Die Gossner Mission ist ihm Heimat geworden“ – und doch stand im Januar der offizielle Abschied an: Dr. Ulrich Schöntube, von 2007 bis November 2014 Direktor der Gossner Mission, wurde im Epiphaniastages-Gottesdienst in der Berliner Marienkirche entpflichtet. Anschließend war bei einem Empfang im Roten Rathaus, der ebenso wie der Gottesdienst gemeinsam mit dem Berliner Missionswerk ausgerichtet wurde, Gelegenheit für viele Wegbegleiter, ihm gute Wünsche mit auf den Weg zu geben.

Mit dem Epiphaniastages-Gottesdienst und -Empfang starteten Berliner Missionswerk und Gossner Mission traditionell gemeinsam ins Jahr. Diesmal standen im Gottesdienst gleich zwei Ereignisse an: Der frühere Direktor der Gossner Mission, Dr. Ulrich Schöntube, wurde verabschiedet, während Pfarrer Dr. Patrick Schnabel als neuer Beauftragter für den Kirchlichen Entwicklungsdienst im Berliner Missionswerk in sein Amt eingeführt wurde. Zur Predigt eingeladen war Dietmar Arends, der seit März 2014 Landessuperintendent der Lippischen Landeskirche ist. Diese gehört zu den wichtigsten Unterstützerkirchen der Gossner Mission.

In seiner Predigt würdigte der Landessuperintendent das internationale Engagement junger Freiwilliger. Beide Missionswerke senden Freiwillige aus: die Gossner Mission nach Indien, das Berliner Missionswerk in zahlrei-

che Länder – von Taiwan bis Tansania. „Wir brauchen als Kirche diese ökumenische, weltweite Perspektive“, so Arends. „Junge Freiwillige machen sich auf den Weg und sind offen für ganz neue Begegnungen.“ Gott sei ein Freund der Suchenden.

Nach dem Gottesdienst in der Marienkirche begrüßten Gossner-Vorsitzender Harald

Lehmann sowie Bischof Dr. Markus Dröge im Festsaal des Roten Rathauses mehr als 300 Gäste, die zum Teil aus großer Entfernung angereist waren. So fanden sich Gossner-Freunde aus Lippe und Ostfriesland, aus Magdeburg und Düsseldorf unter den Gästen.

„Für uns ist dieser Abend auch der Moment, in dem wir uns schweren Herzens endgültig verabschieden von Dr. Ulrich Schöntube, der im Gottesdienst liturgisch entlassen wurde aus dem Dienst der Gossner Mission, die er bereits zum 1. Dezember in Richtung des Gemeindepfarramtes Frohnau verlassen hat“, so Harald Lehmann in seiner Ansprache.



Die Predigt des Lippischen Landessuperintendenten Arends (PDF): www.gossner-mission.de

Trompete und Talar: zwei Markenzeichen.

Mit Segenswünschen verabschiedet: Dr. Ulrich Schöntube (knieend).



In Schöntubes Zeit sei die Entscheidung zur Verkleinerung der Geschäftsstelle bei Aufrechterhaltung



Begegnungen im Roten Rathaus.
Oben Mitte:
Landessuperintendent Arends. (Fotos: Gerd Herzog und Henrik Wenhold)

aller Arbeitsbereiche sowie für die Kooperationsvereinbarung mit dem Berliner Missionswerk gefallen. Als er im Herbst 2006 zum Direktor gewählt wurde, habe sich die Gossner Mission

im Umbruch befunden und große Herausforderungen herannahen sehen. „Die Wahl war ein Akt der Hoffnung.“

Was brachte Ulrich Schöntube damals mit? Lehmann: „Ein Sondervikariat in Sambia, vielfältige Kompetenzen, Bereitschaft zu harter Arbeit und sonstige Persönlichkeitsmerkmale, die man in der Position braucht. Lieber Ulrich, du wurdest auf Hoffnung gewählt, und es ist eher zu wenig, wenn ich sage, unsere Hoffnungen hast du mehr als erfüllt. Ulrich Schöntube ist vor allem anderen Christ und Theologe, das heißt nicht, dass er nicht auch Verwaltung lernen musste und gelernt hat, aber Verwaltung hat er immer als Dienstleistung für das Eigentliche begriffen. Missions-theologie, Missionsgeschichte und missionarische Arbeit heute – da schlägt sein Herz.“

Und dies sei noch zu ergänzen: Dass sich die missionarische Kraft des Evangeliums in besonderer Weise im mu-

INFO

Kuratorium wählt im März

Der frühere Direktor der Gossner Mission, Dr. Ulrich Schöntube, ist zum 1. Dezember ins Gemeindepfarramt nach Berlin-Frohnau gewechselt. Das Kuratorium hat die Stelle des Direktors/der Direktorin im Herbst 2014 bundesweit ausgeschrieben. Die Neuwahl steht in der Sitzung des Kuratoriums am 21./21. März in Ihlow/Ostfriesland an. Bis zum Eintritt des/der neuen Direktors/Direktorin leitet Öffentlichkeitsreferentin Jutta Klimmt kommissarisch das Werk.



Bevor er dem neuen Frohnauer Gemeindepfarrer zum Abschied eine „Gossner-Uhr“ und seiner Frau einen Blumenstrauß überreichte, gab Harald Lehmann ihm herzliche Segenswünsche mit auf den Weg: „Wir wünschen dir ein gelingendes Leben – privat wie dienstlich – in den kommenden Jahren, in dem deine Kraft und deine Talente immer reichen für das jeweils Geforderte und in dem du glücklich wirst und die um dich herum glücklich machst – soweit das einem Menschen möglich ist. Wir wünschen dir also Gottes Segen und sagen: Herzlichen Dank für alles!“ ■

Gossner-Vorsitzender Harald Lehmann (re.) verabschiedet den Direktor.

sikalischen Gewand entfalte, davon sei Ulrich Schöntube überzeugt. „Dein Schreibtisch und dein Terminkalender konnten noch so voll sein: Für den Landesposaunenpfarrer Ulrich Schöntube gab's keine Gelegenheit, die er nicht wahrgenommen hätte, um mit seinen Bläsern aufzutreten: ob bei der Kanzlerin wie zuletzt vor Weihnachten oder in einer abgelegenen Adivasi-Kirche in Indiens armem Norden. Und die Publikation indischer Lieder aus der Gossner Kirche war dir ein Herzensanliegen.“

Partnerschaften gefestigt

Ökumenische Botschafter I: Kritik und Dank nach sechs Wochen Praktikum



Judith brauchte eine Weile, um an ihrem Praktikumsplatz richtig „anzukommen“. (Fotos: Gerd Herzog)

Es war ein anspruchsvolles Pilotprojekt, das die Gossner Mission im Herbst 2014 auf die Beine gestellt hatte. Sieben „Ökumenische Botschafter“ aus fünf Ländern waren eingeladen, am Leben und Glauben und an Arbeitsprozessen in Deutschland teilzunehmen. So sollten Gäste und Gastgeber miteinander ins Gespräch kommen und voneinander lernen. War das Projekt erfolgreich? Wie sehen die Ökumenischen Botschafter das selbst? Antworten aus dem Auswertungsseminar.

Da sitzen sie alle am Tisch und erzählen von ihrem Einsatz: Judith und Vincent aus Sambia arbeiteten sechs Wochen lang in einem Bochumer Kindergarten bzw. in einer Tischlerei; Matthias aus Simbabwe in einem Computergeschäft in Oranienburg; die beiden indischen Gäste, Joy Marshal und Jacub Kumar, in einer Schlosserwerkstatt bzw. in einer Sozialinitiative in Emden und Miriam aus Uganda in einem Kindergarten in Osteel. Außerdem nahm über eine Kooperation mit der Norddeutschen Mission Adzima aus Togo an dem Gossner-Programm teil. Sie alle haben viel gelernt in der – alles in allem – doch sehr knappen Zeit, wie sie am Ende einmütig betonen.

Die Eingewöhnung am Arbeitsplatz erfolgte jedoch nicht so reibungslos wie erhofft. Sicher erhielten die Gäste die volle Unterstützung ihrer Mentor/innen und ihrer Gastfamilien vor Ort. Im Kreis der Kolleg/innen aber waren sie Praktikant/innen wie andere auch. Das war auch so beabsichtigt. Judith und Vincent, Jacub Kumar, Matthias und Joy Marshal hatten vor allem damit zu tun, an ihren Arbeitsstätten erst ein-



mal „anzukommen“ und trotz fehlender Deutschkenntnisse eine Kommunikation zustande zu bringen. In Schlosserei, Schreinerei und Kindergarten muss die Arbeit ja weitergehen. Praktikant/innen haben es daher in der Regel schwer; oft bereiten sie zusätzliche Arbeit und manchmal auch Probleme.

Joy Marshal in der Schlosserei in Emden.

Dass die Botschafter darüber hinaus der deutschen Sprache nicht mächtig waren, führte zu Irritationen auf beiden Seiten. Joy Marshal berichtete, dass „Kollegen den Kopf wegdrehten oder sogar den Raum verließen, wenn ich einen Kontakt suchte, weil sie sich ganz einfach hilflos fühlten“. Das Sprachproblem wurde von den Botschafter/innen daher auch als die größte Hürde benannt. Diese ließ sich nur mit viel gutem Willen und Phantasie überwinden.

Einige, wie Judith und Vincent, hätten sich im Vorfeld auch mehr „Theorie“ gewünscht. So stand Vincent in der Schreinerei an einer Furniermaschine. „Aus Sambia kenne ich Hartholzbearbeitung; mit Furnieren wie in Deutschland wird bei uns überhaupt nicht gearbeitet“, berichtet er. Er hätte sich gerne darauf vorbereitet. Judith dagegen war zeitweise verzweifelt, weil man „mir wohl nichts zutraute“, klagt sie über ihre erste Zeit im Kindergarten. „Das änderte sich aber dann.“

Dagegen hat Miriam die Zeit im Kindergarten Osteel ausschließlich positiv in Erinnerung. „Ich hatte vorher große Angst, in Deutschland nicht klarzukommen. Aber sogar diejenigen unter den Kolleg/innen und Eltern, die kein Englisch sprechen, kamen auf mich zu und suchten den Kontakt.“

Manche Begegnung der afrikanischen Gäste auf Straßen und Plätzen außerhalb ihrer Einsatzorte – auch dies muss erwähnt werden – war nicht frei von Ressentiments, die sie zu spüren bekamen. Und doch: Insgesamt überwiegen die positiven Erfahrungen. Alle Gäste sind der Überzeugung, viel Praktisches gelernt zu haben. Matthias, der aus Simbabwe nach Deutschland kam, präsentiert beim Auswertungseminar mit Stolz seine Ergebnisse mit dem Softwareprogramm Photoshop und ist traurig, dass er es nicht einfach mit nach Hause nehmen kann. Jacub Kumar berichtet, dass seine Lernerfolge an einer computerbasierten Drehbank ihn in der Ausbildungswerkstatt Fudi in Indien wei-

terbringen werden. Er sieht mit seinem Aufenthalt auch die bestehende Kooperation zwischen Emden und Fudi gestärkt. Judith fährt trotz ihrer anfänglichen Schwierigkeiten mit der Zuversicht zurück nach Sambia, während ihrer Zeit mit den Bochumer Kindern wichtige Anregungen für ihre Arbeit erhalten zu haben. Kinder von Anbeginn an zu ermuntern, selbstbestimmt und selbstbewusst

Gute Laune beim Auswertungseminar in Berlin.



zu agieren – diese Erfahrung will sie mit nach Hause nehmen.

Ganz wichtig auch: Die Gäste wurden in Bochum, Bremen, Ostfriesland und Oranienburg mit großer Herzlichkeit von den Mentor/innen und den Gastfamilien empfangen. Sie lernten das Leben in den Familien und Gemeinden kennen, konnten Ausflüge in die Umgebung machen und dabei das Gastgeberland auch auf andere Weise – jenseits der Arbeitsbezüge – kennen lernen. „Für diese Unterstützung und Zuwendung vor Ort ganz großen Dank und Respekt!“, betonten die Gäste einmütig.

Und die Kritikpunkte? Sie sollen als Anregung dienen, das Programm zu verbessern. Denn die Botschafter sind überzeugt: „Die Wochen in Deutschland waren ein wichtiger Beitrag zur Festigung der jeweiligen Partnerschaften. Und so sind alle überzeugt, dass das Programm ‚Ökumenische Botschafter‘ eine Fortsetzung erfahren sollte.“ ■



Autor **Michael Sturm**, früher Referent der Gossner Mission, heute im Ruhestand, hat das Programm professionell begleitet.

Nach dem Kindergarten geht's aufs Feld

Ökumenische Botschafter II: Den Kontakt nach Uganda gestärkt

Mit vielen neuen Impulsen zurück in die Heimat: Miriam Aloyocen, Erzieherin aus Uganda, arbeitete mehrere Wochen lang im Kindergarten „Schneckenhaus“ in Osteel/Ostfriesland mit. Die junge Frau ist nun wieder zu Hause, doch die enge Verbindung bleibt bestehen. Und soll weiter vertieft werden. „Das ist ein schöner Erfolg des Gossner-Programms ‚Ökumenische Botschafter‘“, freut sich Miriam Aloyocen. Stellvertretend für die insgesamt sieben „Ökumenischen Botschafter“ haben wir Miriam bei ihrem Einsatz besucht.



Kinder aus Agung.

Der Kindergarten in Osteel ist weitläufig, hat einen Spielplatz und mehrere Räume, in denen die Kinder toben können. Im Vergleich zu der traditionellen Lehmhütte im ugandischen Agung, das Miriam Aloyocen leitet, ist das „Schneckenhaus“ ein richtiger Palast. In der afrikanischen Einrichtung sind dagegen 40 Kinder in einem einzigen Raum unterge-

bracht. Um 7.30 Uhr beginnt dort der Kindergarten-Tag mit einem Getreidebrei, den Aloyocen und ihre zwei Helferinnen zubereiten. Für viele Kinder ist es die einzige warme Mahlzeit des Tages. Gespielt wird im Kindergarten nur wenig, denn in der „Agung Nursery School“ geht es vor allem darum, die Kinder auf die Grundschule vorzubereiten.

Sie sei erstaunt gewesen, sagt die ugandische Erzieherin daher, dass es im „Schneckenhaus“ in Osteel keine Kreide und keine Tafel, dafür aber so viele Spielsachen gebe. „Bei uns zu Hause ist das anders.“ Bis mittags bringe sie ihren Schützlingen in Agung ein wenig Lesen, Schreiben und Englisch bei. Dann gehen viele nach Hause, um ihren Eltern in der Landwirtschaft zu helfen. Der Kindergarten-

Die Kirche von Agung. Hier soll der neue Kindergarten entstehen.





besuch ist in Agung freiwillig, kostet jedoch Schulgeld. „Die Schülerzahlen schwanken deshalb ständig. Zu Erntezeiten kommen sehr wenige Kinder zu uns, weil ihre Eltern dann Hilfe auf dem Acker brauchen und noch kein Geld für Bildung haben“, berichtet die junge Frau. Dann verdient auch sie selber nur wenig. Deshalb arbeite sie mit ihrem Mann, der als Pastor für die dortige Gemeinde verantwortlich ist, zusätzlich noch auf dem Feld, um zu überleben.

Äußerlich könnten die Gegensätze also kaum größer sein. Davon aber lassen sich Miriam Aloyocen und Karin Lienemann, Leiterin des Osteeler Kindergartens, nicht beeindrucken. Laut Lienemann verfolgen beide pädagogischen Einrichtungen das gleiche Ziel: „Wir wollen weg von einer Erziehung durch negative Kritik und hin zu einer Erziehung durch förderndes Loben.“ Sie wünscht sich eine Partnerschaft der beiden Einrichtungen. „Damit wir voneinander lernen können.“ Lienemann will die unterschiedlichen Bildungssysteme, Sprachen und Kulturen miteinander in Kontakt bringen. Erziehung in Afrika und Erziehung in Europa setze sehr unterschiedliche Schwerpunkte. „Je mehr die beiden Kulturen in Berührung kommen, desto weltoffener wachsen die Kinder auf.“

Der Uganda-Freundeskreis des Kirchenkreises Norden, der den Kontakt zwischen den beiden Einrichtungen hergestellt hatte, hat bereits einen ers-

ten Schritt getan, um die Partnerschaft der Kindergärten zu festigen: Er hat einen Laptop spendiert, den Karin Lienemann ihrer ugandischen Kollegin am Ende ihrer Zeit in Deutschland mitgab. So können die beiden Einrichtungen per E-Mail in Verbindung bleiben.

Im Januar stand zudem schon der Besuch einer Delegation des Norder Uganda-Freundeskreises in Agung an. Dort hatten die Norder zuvor bereits den Bau einer Kirche unterstützt. Nun plant der Freundeskreis – in Verbindung wiederum mit der Gossner Mission – den Bau eines neuen Kindergartens in Agung, der den neuen Herausforderungen besser gerecht wird. Die Versorgung der Kinder mit einer regelmäßigen Mahlzeit gehört wie auch jetzt schon dazu.

„Von einer engen Kooperation wird sowohl der afrikanische als auch der deutsche Kindergarten profitieren.“ Davon ist Karin Lienemann überzeugt. ■

Miriam gut gelaunt im „Schneckenhaus“ in Osteel.

PROJEKT

Trauma überwinden

Nach dem Jahrzehnte dauernden Bürgerkrieg sind noch immer viele Menschen in Uganda traumatisiert. Der Kindergarten in Agung hilft den Mädchen und Jungen, sich aus der Umklammerung dieser traumatisierten Umgebung zu lösen und eine Perspektive für die Zukunft zu entwickeln.

Sie können helfen: Schon mit 60 Euro sichern Sie eine tägliche warme Mahlzeit im Kindergarten von Agung. Unsere Partner bei diesem Projekt sind der Kirchenkreis Norden (Ostfriesland) und vor Ort in Uganda die anglikanische Diözese von Nord-Uganda. Beide garantieren, dass Ihre Spende ankommt!

Unser Spendenkonto:

Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1

Kennwort: Warme Mahlzeit Uganda

HIER
KÖNNEN SIE
HELFFEN!

Kindheit in der Kirchenburg

Zu DDR-Zeiten war das Berliner Missionshaus ein „Tor zur Welt“

Von JUTTA KLIMMT

„Weißt du noch...?“ So begannen viele Gespräche, als sich vier Generationen „Missionshauskinder“ im Missionshaus in Berlin-Friedrichshain trafen. Große Geschichte wurde dabei ebenso lebendig wie die kleinen Geschichten des Alltags. In einem Punkt waren sich die rund 40 Teilnehmer/innen einig: Die Kindheit im Missionshaus – einerseits sehr behütet und nach außen abgeschottet, andererseits mit weitem Horizont, mit vielen internationalen und mit Ost-West-Kontakten – war prägend für das weitere Leben.

Der Rundgang durchs Haus weckt Erinnerungen. „Hier haben wir früher gekegelt, und dort habe ich zum ersten Mal geküsst.“ So oder ähnlich verlaufen die Gespräche.

„Hier war mein Kinderzimmer“, schmunzelt Pfarrer Hans-Wilhelm Pietz beim Rundgang und bleibt in Haus 2 vor dem Büro des Berliner Bischofs stehen.

Heute ist er ein Teil des Evangelischen Zentrums in Berlin – und doch von weither als Missionshaus erkennbar: der große Bau aus rotem Backstein, in dem das Berliner Missionswerk und seit einigen Jahren auch die Gossner Mission ihre Dienststelle haben. Über dem Eingang des Hauses prangt in goldenen Lettern der Missionsbefehl; an der Rückseite stehen Bonifatius und Martin Luther. Unter dem ein wenig spöttischen Namen „Apostelfabrik“ ist das Haus in die Geschichte der Stadt eingegangen.

Von 1872 an gab es hier ein Missionsseminar, wurden Anwärter der Berliner Mission auf ihre Aufgabe vorbereitet und fanden Rückkehrer ein Zuhause. Aber hier wurde auch getobt und gelacht, wurden Streiche ausgeheckt und erste Küsse getauscht. Denn hinter den dicken Mauern wohnten lange Zeit auch die „Missionshauskinder“. Im Gebäude waren von Anfang an Wohnungen für die Direktoren und Referen-



ten untergebracht, und die zogen mit ihren Familien in das atehrwürdige Gebäude ein.

„Es gab nie eine Trennung zwischen Privatem und Dienstlichem in diesem Hause. Für unsere Eltern war das sicherlich manches Mal nicht einfach“, sagt Hanns Christof Brennecke, heute emeritierter Kirchenhistoriker, im Rückblick. „Aber für uns Kinder war es ein Traum, in diesem Gebäude aufzuwachsen: mit den vielen Wohnungen und verwinkelten Wegen, mit dem gemeinsamen Spielen und Singen und Musizieren.“ Brennecke, der ein halbes Jahr alt war, als seine Eltern 1947 ins Missionshaus zogen, erinnert sich an eine gro-



INFO

Apostelfabrik

Das Missionshaus wurde 1872 als Seminarhaus erbaut, sah aber auch Wohnungen für die Lehrenden und Seminaristen vor. Auch zurückkehrende Missionare kamen hier zeitweise unter. Später wurde das Haus zum ökumenischen Zentrum für die Kirchen der DDR; es hieß jetzt „Ökumenisch-Missionarisches Zentrum“ (ÖMZ). Zugleich war im vierten Stockwerk die Predigerschule Paulinum untergebracht, ebenfalls mit Schlafräumen für die Studierenden und Wohnungen für die Lehrenden. Heute sind die Gebäude in das Evangelische Zentrum der Berlin-Brandenburger Kirche integriert und vielen Berlinern noch immer als „Apostelfabrik“ ein Begriff.

Das Missionshaus im späten 19. Jahrhundert. Die beiden Gebäude gehören heute zum Evangelischen Zentrum Berlins; nur noch im vorderen Gebäude ist die Mission „daheim“.

ße Kinderschar, in deren Mitte er groß wurde. Und außerdem an die Zerstörung ringsherum. An die Trümmerbahn, die Kriegsschutt in den Volkspark Friedrichshain brachte, und an die Glühbirnen im Flur, die zum Schutz vor Diebstahl vergittert waren. „Und so lebten wir hier nach dem Krieg in einer – wenn auch nicht unbeschädigten – Oase.“

Auch andere Missionshauskinder seiner Generation denken gern an das ungezwungene Spielen auf dem großen Gelände zurück. An die Umzüge zum ersten Advent – mit brennender Kerze quer durchs ganze Haus –, an die Krippenspiele und die Musikabende. Und natürlich an die Erzählstunden. Denn im Haus lebten auch die zurückgekehrten China-Missionare der Berliner Mission, die nach der Kulturrevolution dort ausgewiesen worden waren. Gruselig seien diese Erzählstunden in der Dämmerung oft gewesen: die Kinder auf dem Fußboden sitzend, umgeben von seltsamen Mitbringseln wie hohlen Elefantenfüßen, die als Papierkorb dienten. Und dazu die runzligen Gesichter der alten Männer, halb verzerrt im schwachen

Lampenlicht. „Dass viele von uns damals beschlossen, später Missionar zu werden, das dürfte kaum verwundern.“

Die Kinder im Missionshaus waren sich selbst genug. Und das mussten sie

auch, denn die Grenze zur Außenwelt war klar gezogen. Das Gelände war von Zaun und Mauer umgeben – und die Mauer oben mit Glasscherben besetzt. Außerhalb dieser Grenze gab es den „normalen“ Alltag der DDR in der Nachkriegszeit. So erinnert sich Brennecke, dass es für den Weg zum Gottesdienst in der benachbarten Bartholomäusgemeinde strenge Regeln gab: „Wir durften nicht gemeinsam dorthin gehen, denn eine Gruppe von mehr als drei Personen galt als ‚Ansammlung‘ und war verboten.“ Als einschneidendes Ereignis in der Außenwelt hat Brennecke später den 13. Juni 1953 in Erinnerung. „Das veränderte die Stimmung im Land. Nun verschwanden immer mehr Menschen aus unserem Umfeld. Sie hatten sich in den Westen abgesetzt.“

Demgegenüber blieb das Missionshaus in seiner Abgeschlossenheit ein „soziales Biotop mitten im Ost-Berliner Stadtzentrum“. Die Mädchen und Jun-



Missionshauskinder: Prof. Dr. Hanns Christof Brennecke (li.) und Markus Meckel, Außenminister a.D., im Gespräch. (Fotos: Jutta Klimmt)

gen aus der „Kirchenburg“ – so wurde sie in der Umgebung genannt – genossen ein Stück weit Narrenfreiheit. Brennecke: „Wir gingen weder in die FDJ noch zu den Jungen Pionieren, wir lebten wie auf einer Insel.“ Das habe übrigens der Schule, die ja im DDR-System im ständigen Wettbewerb mit anderen Einrichtungen stand, wohl „ganz schön die FDJ-Mitgliedsstatistik vermässelt“, schmunzelt Markus Meckel, der mit Eltern und Geschwistern 1959 ins Missionshaus einzog.



Er selbst fühlt sich – neben dem starken Zusammengehörigkeitsgefühl – vor allem durch eines geprägt: dass das Missionshaus auch nach dem Mauerbau ein „Tor zur Welt“ blieb. In der DDR sei es ja eigentlich sehr provinziell zugegangen: Die Bevölkerung durfte weder frei reisen noch sich frei informieren oder mit anderen austauschen. Ganz anders im Missionshaus. Immer gab es Kontakte in den Westen, und immer ging es hier international zu. Die Gastfreundschaft im Hause Meckel etwa war weithin bekannt. „Im Gästebuch meiner Eltern habe ich einen Tag gefunden, an dem sich zehn Besucher aus zehn verschiedenen Ländern eingetragen haben“, betont Markus Meckel, der nach den ersten freien Wahlen im März 1990 für ein halbes Jahr Außenminister der DDR wurde und seinen Hang zur Außenpolitik auch mit dieser kindlichen Prägung begründet.

„Nach dem Mauerbau allerdings war der Charakter des Hauses als Missionshaus stark angeschlagen.“ Meckels Vater etwa, Afrikareferent der Berliner Mission, konnte in die afrikanischen Länder, die er eigentlich betreten sollte, nicht mehr ausreisen.



Das Missionshaus heute.

Die Auslandsarbeit des Missionswerkes verlagerte sich in die mittlerweile entstandene „Dependance“ in Westberlin. Im Missionshaus im Friedrichshain war nun das „Ökumenisch-Missionarische Zentrum“ der Kirche in der DDR zu Hause. Die Mitarbeitenden reisten nicht mehr nach Übersee, sondern besuchten umso öfter die Gemeinden in der DDR und boten Veranstaltungen im Hause an, um über die Missionsarbeit zu berichten. „Das führte zur stärkeren Integration des Missionsgedankens in die Gemeinden“, glaubt Meckel, „und wirkt sich somit bis heute aus.“

Zurück zu den Missionshauskindern. Hatten die beiden Nachkriegsgenerationen den großen Freundeskreis im Haus genossen, so änderte sich das in den 70ern. Denn nun wohnten nur noch wenige Mädchen und Jungen im Haus, die mit den Kindern aus den so genannten „Stasi-Wohnblöcken“ die nahe Schule besuchten. Denen aber war von ihren Eltern verboten worden, die „Kirchenburg“ zu betreten, wie sich Friederike Bunnens erinnert. Die heutige Sozialarbeiterin lebte bis 1986 mit ihren drei Geschwistern im Hause, da Vater Christian Bunnens die kirchliche Ausbil-

dungsstätte Paulinum leitete. Auch ihre Schwester Katharina, heute Berufsmusikerin in Hamburg, erinnert sich an traurige Kindergeburtstage. „Denn für viele in der Umgebung war unser Haus tabu.“

Was ist nun aus ihnen allen geworden, aus den Kindern, denen so viel Missionsluft um die Nase wehte? Ganz klar: Viele Theolog/innen sind darunter. Auch ein Schauspieler und ein Patentanwalt, einer sang bei den Leipziger Thomanern, und einer ist in der Atmosphärenforschung tätig. Almuth Berger, eine geborene Brennecke und ebenfalls Theologin, ist später ins Missionshaus zurückgekehrt, als Ehefrau des Missionsdirektors Christfried Berger, der somit der Nach-Nachfolger ihres Vaters war. Sie selbst wurde 1990 Ausländerbeauftragte der letzten DDR-Regierung und später des Landes Brandenburg. Eine einzige nur ging tatsächlich in die Mission: Renate Elmenreich, deren Vater von 1969 an Hausmeister war, und die selbst Pfarrerin in Thüringen wurde und später mit der Baseler Mission nach Nigeria ging. Wie schon gesagt: große Geschichte und kleine Geschichten. Und alle beginnen sie im Missionshaus. ■



Autorin **Jutta Klimmt** lauschte beim Treffen fasziniert den spannenden Geschichten.

— DANKE

2014 Zahl der Unterstützer erhöht

Herzlichen Dank allen Unterstützerinnen und Unterstützern, die uns auch im vergangenen Jahr mit Herz und Hand und einer Gabe unterstützt haben! So gingen im Jahr 2014 rund **282.000 Euro an Spenden** bei uns ein. Und die Zahl derer, die uns mit einer Spende unterstützt haben, hat sich **im Vergleich zu 2013 sogar erhöht!** Das hat uns ganz besonders gefreut.

Sicherlich liegt das auch darin begründet, dass unser Werk seit 2011 das **DZI-Spendensiegel** führt, eine Auszeichnung des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI), das der Gossner Mission mit dem Siegel einen verantwortlichen und transparenten Umgang mit den ihr anvertrauten Spenden bescheinigt. So können alle Spenderinnen und Spender sicher sein, dass ihre Spende ankommt!



Sterne, Spenden, Feierlichkeiten

Viele Nachmittage saßen **Tabea, Patrizia, Mareike und Katharina** im Advent zusammen und bastelten dabei mehr als 100 Aurelio-Sterne. „Angeregt dazu wurden wir durch einen Vortrag von Frau Dr. Mascher in unserer **evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde in Blomberg** im Frühjahr 2014. „Das war so beeindruckend, dass wir eine Spendenaktion unter dem Namen **„Sterne für Nepal“** ins Leben riefen“, erzählen die vier 17-jährigen Schülerinnen. Am „Tag der offenen Tür“ an ihrer Schule gingen die Sterne weg „wie heiße Semmeln“; die Mädchen konnten sogar Nachbestellungen entgegen nehmen. **510 Euro** kamen so für das Missionshospital Chaurjahari in Nepal zusammen! Wir grüßen ganz herzlich die vier Schülerinnen des Hermann-Voechting-Gymnasiums in Blomberg (Lippe) und sagen DANKE! +++ Filderstadt-Bonlanden hat einen neuen Apotheker – und der zögerte nicht lange, als er vom



ehrenamtlichen Engagement seiner Nachbarin hörte: So konnte sich Ärztin **Dr. Elke Mascher**, die zurzeit zu ihrem neunten Einsatz im **Missionshospital Chaurjahari** in Nepal unterwegs ist, über einen

dicken Scheck fürs Missionshospital freuen. Denn Apotheker **Christian Wagner** beschloss, zum Jahresende 2014 auf kleine Geschenke für seine Stammkunden zu verzichten und stattdessen eine größere Summe für wohltätige Zwecke zu spenden; ein Drittel davon – **800 Euro** – ging an Chaurjahari. Wir sagen herzlichen Dank! +++ Und dann

gab´s da noch besondere Feierlichkeiten: Ganz im Norden Deutschlands wurde eine **Diamantene Hochzeit** begangen und in Lippe ein **35. Hochzeitstag** gefeiert – und die Jubelpaare beschlossen jeweils, auf Geschenke zu verzichten. Ebenso wie **Margot Smid aus Emden** zu ihrem 80. Geburtstag: Sie bat um Spenden für die Sambia-Arbeit der Gossner Mission – und dabei kamen sage und schreibe **1170 Euro** zusammen! Weitere besondere Anlässe könnten hier genannt werden, doch manche Spenderinnen und Spender möchten lieber auf die Nennung ihres Namens verzichten. Allen an dieser Stelle Dank und Segenswünsche!

i Bitte berichten Sie uns von Ihren Aktionen und Feierlichkeiten und regen Sie damit andere zum Nachahmen an: info@gossner-mission.de



— LIPPE HILFT

Unbekannter Spender sattelt drauf

Einen symbolischen Scheck über 5000 Euro für die Aktion **LIPPE HILFT** konnte der Lippische Freundeskreis der Gossner Mission überreichen. Im vergangenen Jahr hatte der Freundeskreis unter dem genannten Motto Spenden für ein **Dorfentwicklungsprojekt in Karbi Anglong/Assam** gesammelt. Besonderheit dieses Mal: Bei der Abrechnung der Spendeingänge hatten 140 Euro am Spendenziel gefehlt – und diese Summe wurde von einem Mitglied des Freundeskreises spontan noch obendrauf gepackt, sodass die erhofften 5000 Euro doch noch zusammenkamen. Die Aktion LIPPE HILFT lief 2014 erfolgreich zum zehnten Mal. Die Lipper unterstützen mit der Aktion wechselnde Projekte der Gossner Mission.

IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 6100 Exemplare.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 19.01.2015

Redaktion:
Jutta Klimmt
Layout: Jutta Klimmt,
Henrik Weinhold
Satz:

Henrik Weinhold
www.webundprint.com

Druck:
Bonifatius-Druckerei
33042 Paderborn
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
mail@gossner-mission.de
www.gossner-mission.de

Bankverbindung:
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1

Titelfoto:
Kleiner Junge
liest die Bibel,
Uganda 2015.
(Foto: Dr. Helmut Kirschstein)





HIER
KÖNNEN SIE
HELFE!

Hilferuf aus Chaurjahari!

Ein dringender Hilferuf aus dem Missionshospital Chaurjahari ging bei uns ein. „Unsere OP-Lampe ist zerbrochen, und **so sind wir zurzeit gezwungen, den Operationstisch mit Taschenlampen auszuleuchten**“, schreibt uns Dil Giri, der Verwalter des Hospitals, verzweifelt. Er bittet in dieser Ausnahmesituation um schnelle Hilfe aus Deutschland.

Als Anhang zur E-Mail schickt er einen Kostenvoranschlag mit: **6000 Euro wird eine neue OP-Lampe kosten**. „Ein preisgünstigeres Objekt kommt nicht in Frage, weil es dazu in Kathmandu keine Ersatzteile gibt. Außerdem darf die Lampe nicht zu schwer sein; sie muss ja an der Decke des OP-Saals fixiert werden“, betont **Ärztin Dr. Elke Mascher** und bestätigt damit die absolute Dringlichkeit des Hilferufs.

Dr. Mascher selbst ist bei Erscheinen dieser Ausgabe bereits auf dem Weg nach Nepal, um zum neunten Mal in dem kleinen Krankenhaus mitzuhelfen (siehe Seite 4). Das kleine Missionshospital kümmert sich hingebungsvoll um alle Patienten in der bitter armen Bergregion. **Bitte helfen Sie uns dabei, die OP-Lampe zu finanzieren!**

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN:

DE35 5206 0410 0003 9014 91

BIC: GENODEF1EK1

Kennwort:

Missionshospital Nepal

